

energien. SCHWARZ geht dem Ursprung des Reizbegriffes aus den Untersuchungen am motorischen Nerven nach, wo eine qualitative Verschiedenheit der Reizgattungen nicht vorhanden sei, vielmehr das grofse Grundgesetz der Erhaltung mechanischer Kraft gelte. Dies treffe für den sensorischen Nerven nicht zu, man könne mit dem Bewußtsein nicht operieren, wie mit der Zuckung der Muskelfaser. Weiter bekämpft Verfasser die Annahme spezifischer Sinnesenergien in den drei von LOTZE versuchten Interpretationen desselben, wonach man darunter eine spezifisch verschiedene Stimmung der verschiedenen Nervenfasern verstehen oder den Sitz der spezifischen Energien in den centralen Ganglien suchen oder endlich eine Anpassung der Nerven an die äußeren Reize darunter sich denken sollte. Selbst in der von HELMHOLTZ versuchten erweiterten Fassung, durch welche STUMPF zur Unterscheidung zweier Klassen spezifischer Energien, der qualitativen und der topogenen, gedrängt worden sei, versage das Gesetz, wie Verfasser für den Tonsinn zu zeigen sucht. Ebenso sprächen die BLIX-GOLDSCHIEDERSCHEN Versuche über den Hautsinn nur scheinbar dafür, vielmehr hätten die Gründe, welche LOTZE gegen das Gesetz spezifischer Sinnesenergien anführte, durch die Untersuchungen von KIESELBACH, POLLAK, WREDEN, URBAN-TSCHITSCH u. a. neue Bestätigungen erfahren.

Im dritten, das Wahrnehmungsproblem vom philosophischen Standpunkt aus behandelnden Teil giebt Verfasser, wie er selbst erklärt, wesentlich eine zusammenfassende Darstellung der von UPHUES u. a. beigebrachten Gesichtspunkte. Es mag daher genügen, darauf hinzuweisen, daß auch die philosophische Analyse den Verfasser nicht nötigt, von dem Endresultat seiner bisherigen Betrachtungen abzugehen. Die Naturwissenschaft hatte, wie gezeigt, es nicht vermocht, die drei methodologischen Dogmen des naiven Realismus zu überwinden: Die Bevorzugung der Tastdata war in der physikalischen Zeichenmethode stehen geblieben, die Bevorzugung der anormalen vor den normalen Sinnesdatis war in der Physik wieder aufgetaucht, das Prinzip einer durchgeführten Wechselwirkung der Dinge, welches die Naturwissenschaft im Gegensatz zur gewöhnlichen Ansicht betonte, durchbrach sie selbst wieder, indem sie eine Wirkung auf das Bewußtsein annahm, die ohne Gegenwirkung bleibt. Da ferner die Philosophie nichts über die Frage nach der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der Sinnesdata vom Bewußtsein zu entscheiden vermag, so kann auch die metaphysische Anschauung des naiven Realismus bestehen bleiben, ja sie darf sogar nicht als eine unwissenschaftliche bezeichnet werden. A. PILZECKER (Göttingen).

P. WEISENGRÜN. Das Problem, Grundzüge einer Analyse des Realen.
Leipzig, C. G. Naumann, 1892, 196 S.

Es ist sehr schwer, von einer gedankenreichen Schrift einen kurzen Bericht ihres Inhalts zu geben; ebenso schwer aber ist es aus einem inhaltsleeren, weitschweifigen und gespreizten Gerede einige leitende Gedanken herauszufischen. Zur letzteren Gattung gehört das oben genannte „Werk“. Wenn es hier dennoch Erwähnung findet, so geschieht es nur der Vollständigkeit wegen, nach der diese Zeitschrift strebt.

Das „Werk“ will eine „Weltanschauung“ geben, als spezifisch verschieden von einer „Erkenntnistheorie“.

Psychologisch soll das zweite Buch sein, dessen erstes Kapitel, „Gedächtnis und Phantasie“ überschrieben, nichts als ein Spreuhaufen von Gemeinplätzen ohne ein einziges Gedankenkörnchen ist. Die Hauptleistung des „Buches“ erscheint jedoch im zweiten Kapitel, sie besteht in einem neuen psychologischen Terminus, „der Analogie“. Diese bezeichnet bei Herrn W. das „Vermögen, in das Seelenleben anderer sowohl wie in das eigene eindringen zu können“. (S. 76.) Wissenschaftliche Reinlichkeit läßt die „Analogie“ in der Logik zur Bezeichnung gewisser apperzeptiver Denkprozesse, wogegen sie für die von Herrn W. gemeinten, von jenen durchaus verschiedenen Prozesse die Bezeichnungen: Reproduktion, Selbstbeobachtung und Assoziation festhält. Aber für Herrn W. scheint diese wissenschaftliche Tugend keinen Reiz zu haben. Während ferner andere Sterbliche das Frühere primär, das Spätere sekundär nennen, gefällt sich Herr W. darin, den Sinn dieser Worte umzukehren. Die Selbstbeobachtung, obgleich die notwendige Voraussetzung und Unterlage für die psychologische Erkenntnis anderer, ist ihm die sekundäre Analogie, über welche er S. 109—116 platte, oft unsinnige Phrasen ausschüttet, z. B. folgende zwei, sich dazu noch widersprechende, Sätze (S. 111): „Es gehört also weniger psychische Aufmerksamkeit zur Selbstanalyse, als zur primären Analogie (d. h. zur Erkenntnis anderer), das Mitvibrieren der Seele ist hier (also bei der Selbstanalyse) auf ein Minimum beschränkt. Es ist oft schwieriger, sich in sich selbst hineinzusetzen, als in andre.“ Freilich sagt Herr W. konsequent nicht Selbstbeobachtung, sondern „Selbstanalyse“, so daß man nicht mehr weiß, was er sich darunter denkt, besonders wenn man folgende nähere Definition liest (S. 77): „Unter sekundärer Analogie oder Selbstanalyse verstehe ich die Fähigkeit, das eigene Innere zu erfassen, die inneren Empfindungen (sic!), die man selbst erlebt hat, so umformen und umgestalten zu können (sic!), daß man möglichst alle inneren Vorgänge wirklich dadurch begreift.“ Welcher Wunderthäter, dieser Herr W., der innere Empfindungen umformt und umgestaltet! Sämtliche Wunderdoktoren, die bloß Zahnschmerzen und andere Leiden, also bloß die unangenehmen Empfindungen sofort umgestalten, sind Stümper gegen ihn! Beide Analogien, die sekundäre noch mehr als die primäre, werden immer mehr geübt, je mehr sich die „soziale Komplikation“ steigert. Ja, vor der sozialen Komplikation, etwa zur Zeit der homerischen Helden, hat es nach Herrn W. gar keine „Selbstanalyse“ gegeben. Die damaligen Menschen führten wahrscheinlich ein beständiges Traumleben.

Diese „soziale Komplikation“ ist aber nicht bloß ein neuer Terminus des Herrn W., sondern eine neue „Theorie“, eine große Entdeckung. Eine zweite große, Herrn W. nicht minder wichtige, aber damit zusammenhängende Entdeckung ist die „Umwandlung von Werten“ (S. 83), die, die soziale Komplikation begleitend, an Stelle der unmittelbaren mittelbaren „komplizierte“ (sic!) Werte (S. 85) setzt. Beider Entdeckungen Stammbaum geht für Herrn W. auf eine frühere Schrift

von ihm (S. 82/83), für andere Leute aber auf SPENCER, SCHÄFFLE und manchen anderen zurück.

Gesteigerte Komplikation und gesteigerte Selbstanalyse ist kein Glück. Ein Opfer der letzteren z. B. ist Hamlet (S. 113). Dieses Stichwort, wie an anderen Stellen andere Stichworte aus der Litteraturgeschichte, dient nur zur Einführung aneinander gereihter litterarisch-ästhetischer Phrasen, die an Trivialität und Öde den philosophischen Orakeln des Herrn W. nichts nachgeben und mit dem vorhergehenden meist nur durch den Raum zusammenhängen.

Von der Bereicherung, die die Psychologie durch das oben genannte „Werk“ erfährt, glaubt der Referent eine genügende Vorstellung gegeben zu haben. Die erkenntnis-theoretischen Erleuchtungen, mit denen Herr W. die Menschheit beglückt, gehen uns hier glücklicherweise nichts an. Man braucht aber in dem „Werke“ nur zu blättern, um ganz eigentümliche Lichtstrahlen aufzufangen. So wird S. 21 von BERKELEY als dem „großen Schotten“ gesprochen, S. 125 in gröbster Weise „transcendental“ mit „transcendent“ verwechselt etc. . . .

P. BARTH (Leipzig).

W. BORMANN. **Kunst und Nachahmung.** No. 5 der *Flugschriften gegen den Materialismus*, herausgegeben von SCHMIDKUNZ. Stuttgart, Krabbe, 1892. 48 S.

In dem ersten, mehr allgemein gehaltenen Teil der Broschüre geht der Autor von der Thatsache aus, daß ARISTOTELES der Erste gewesen, der den Begriff der Naturnachahmung in die Definition der Kunst aufgenommen. Da sich jedoch diese Nachahmung nicht bloß auf Gegenstände der äußeren Natur, sondern schon nach ARISTOTELES selbst auch auf Leidenschaften und Affekte, kurz auf Erscheinungen des Mikrokosmos bezieht, sieht BORMANN sich veranlaßt, an dieser Stelle eine knappe Übersicht der Prinzipien der idealistischen Philosophie von DESCARTES bis KANT und FICHTE einzuschalten, welche bekanntlich ihren Schwerpunkt im Seelenleben des Menschen gesucht hat. Nach dieser Abschweifung wendet er sich zur Untersuchung des Verhältnisses zwischen dem Natur- und dem Kunstsönen.

Er bespricht die Ansichten SCHELLINGS, HEGELS und einiger späterer Ästhetiker, welche alle den Schönheitsgehalt der Natur mehr oder weniger unterschätzen, und führt zuletzt im Gegensatze zu HARTMANN seine eigene Meinung aus, die in dem Satze gipfelt: „Das einzelne Naturschöne, wenn wir es nur sinnlich und begrenzt auffassen, ist dem Kunstsönen untergeordnet; doch ist eben eine solche enge Auffassung dem Wesen der Natur zuwider, die in allen ihren Äußerungen zum großen Allgemeinen und zum Geistigen hinstrebt.“ Er steht hierin ganz auf dem Standpunkt SCHILLERS, auf den man in ästhetischen Fragen überhaupt immer wieder zurückzugehen genötigt ist. — Im zweiten Teile scheitert der Verfasser an der unlösbaren Aufgabe, eine Analyse sämtlicher Künste auf den engen Raum von ca. 20 Druckseiten zusammenzudrängen. Doch enthält gerade dieser Teil eine Fülle einzelner geistvoller Bemerkungen, wie etwa jene über den Unterschied zwischen